

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 94.

Freitag, 23. April.

1915.

Klippen.

Nachdruck verboten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheide-Geller.

Und sie trösteten ihn, und in die Augen, die zu tief in das Fragen und Sehnen des Lebens geschaut hatten, kam hoffnungsfrohes Erwachen.

Erst wunderte er sich selbst darüber und betrachtete mit neugierigen Kinder-Augen, gewissermaßen als Außerstehender, das Glück, das langsam aus den Tiefen seiner Seele quoll und das Schweigen brach, die Einsamkeit ausfüllte, sein ganzes Wesen durchströmte.

Er hatte eine Frau gefunden, vor der sich sein Inneres erschloß; er, der Grübler und Skeptiker, besaß den großen, unerschütterlichen Glauben, daß sie ihm dies Glück erhalten und noch vertiefen würde — das Glück, das aus dem Sichverstehen zweier Seelen herausgewachsen war und nicht aus der Leidenschaft, die das Blut peitscht und die Augen entzündet.

„Werde ich diesen Glauben nie zu bereuen haben?“ fragte er sie eines Tages. „Es ist das Schönste, was mir das Leben bisher gebracht hat.“

„Ich hoffe, keiner von uns wird je zu bereuen haben“, antwortete sie — und ihre Stimme klang ernst wie das Rauschen der Tannen, die ihre Zweige über sie breiteten.

„Auch für mich bedeutet der Glaube an Ihre Persönlichkeit das Feuerste, das ich neben meinem Kinde besitze, und dies Glück wird uns nicht genommen sein.“

Da ward er ruhig und fragte nicht mehr.

Ihr Haus lag nicht weit von dem seinen entfernt, und der zwanglose Verkehr, den die Sommerfrische ermöglicht, brachte sie rasch einander nahe. Sie gingen ineinander auf, wie das Licht und die Wärme in der Flamme. Wünschten und begehrten nichts mehr; genossen und besaßen. Hörten plötzlich auf, wechselnde, bewegte, vielseitige Menschen zu sein, um in einem Gefühl zu ruhen.

Sie freuten sich des Zusammenseins mit jenem bewußten Glücksempfinden, das den fliehenden Augenblick erhascht und ihm Dauer verleiht und dem Leben eine Kraft gibt, die keine Saite unseres Wesens unberührt, keinen Tropfen unseres Blutes kalt läßt.

Sie fand in ihm nach langen, einsamen Jahren einen Freund und war für ihn wie ein Weiber, in den sich die Wogen seiner Leidenschaft und nie gestillter Sehnsucht ergossen, um gebündelt, geläutert in seine Seele zurückzukehren. Wie anders war sie als die Frauen der Berliner Gesellschaft, an deren Liebe er bisher nur genippt hatte. Oft wunderte er sich, daß ihr Einfluß über ihn so groß sei. Sie war keine gelehrte, nicht einmal eine besonders kluge Frau, und doch verstand sie es dank ihres reichen Innenlebens, ihm in seinem Flug zu folgen und zur Arbeit anzuspornen.

Manchmal erwachte in ihm die alte Unzufriedenheit und brach sich in erregten Worten Bahn.

„Aus der begonnenen Arbeit kann nichts werden — es ist ja alles wertloses, stümperhaftes Schaffen. Ich will die Falschheit entlarven, die scheinheilige Welt bloßstellen und merke, daß ich selbst ein Minderer bin auf dem Wege der Wahrheit. Tage habe ich an meinem

Schreibtisch gefessen und an mir selbst gezwieft. Ich wollte und konnte nicht in meine Feder meine Seele hauchen, den Ausdruck finden, der mein Empfinden erschöpfte und fühlte mich machtlos wie ein in Fesseln geschlager Mann.“

Da gab sie ihm wieder den Glauben an sich selbst und Kraft zu neuer Arbeit.

„Mit dem Bewußtsein der Unvollkommenheit hat jeder Künstler zu kämpfen, gleichviel, ob das Werkzeug, das Gedanken in feste Umrisse fassen und gestaltlosen Idealen eine greifbare Form verleihen soll, der Meißel, der Pinsel oder die Feder heißt. In einem Nachlassen dieses Kampfes zwischen dem, was Sie erreichen und erreichen möchten, würde ich nichts Erfreuliches, sondern einen Stillstand Ihres Talentes sehen.“

„Sie wissen aber nicht“, fuhr er erregt fort, „was das bedeutet, täglich und stündlich das reiche, unwichtige Leben, das man an die Menschheit wiedergeben möchte, vor sich entweichen zu sehen, wenn man es in Worte zu kleiden sucht.“

Die Feder stockt auf dem glatten Papier. Die Sprache versagt: die Worte sind leer und farblos, weil die Seele zum Berspringen voll ist und nicht die Form findet, in die sie sich ergießen kann.

„Die Kunst wird immer hinter dem Leben zurückbleiben müssen“, meinte sie ruhig, „weil das Leben so gewaltig und mannigfaltig ist, daß der Mensch nie einen Moment daraus wird schöpfen können. Es sind nur die dummen und die selbstgefälligen Menschen, die, mit sich selbst und der Welt zufrieden, durchs Leben gehen. Sie begehren nicht, Größeres zu schauen, die einen, weil sie blind sind, die anderen, weil sie bis auf den Grund zu sehen glauben.“

Einen Augenblick schwiegen sie beide, dann meinte er, seine trüben Gedanken laut fortspinnend: „Ich bin nicht der glückliche Mann, für den man mich hält und dessen Leben man beneidet. Die meisten Menschen verwechseln Glück mit Erfolg und denken, ein berühmter Dichter müsse auch ein glücklicher Mensch sein.“

„Ich habe nie einen Künstler für einen glücklichen Menschen im landläufigen Sinne angesehen“, versetzte sie, „die Kunst verbrennt wie ein Messiasgewand. In diesem verzehrenden Innenleben liegt aber auch ein Glück, das die Menge nie empfinden und nie verstehen wird, — das Hand in Hand geht mit Schmerz und Enttäuschung.“

Er hatte ihre Hand ergriffen, — Begeisterung lag jetzt in seinen Zügen, und durch seine Augen glitt der Widerschein jenes seltsamen Glückes, von dem sie sprach. „Ich werde siegen“, sagte er schlicht. „Und Sie werden mir helfen, nicht wahr? Ich brauche Sie!“

Ihre Blicke begegneten sich.

Sie war, als träumte sie. Sie wollte antworten. Sie konnte nicht. Eine Erregung, die sie bisher nie gekannt hatte, schloß ihr die Lippen — sie fürchtete sich, als täte sie etwas Unrechtes und dachte doch: „Ach, möchte der Augenblick nie vorübergehen.“

Aber er mußte vorübergehen. Hastig stand sie auf und wandte sich zu dem Kinde.

So fiel zwischen ihnen noch nicht das untwiderwärtliche Wort.

Doch aus diesem Zusammensein war ihnen beiden eine neue Erkenntnis erwachsen, als seien sie aus einem Märchen in die Wirklichkeit zurückgekehrt. Sie erlebten, was sie früher nicht einmal gewußt hatten: daß aus Freundschaft Liebe — aus Liebe Leidenschaft wird und diese Gefühle so vollen Besitz vom Menschen nehmen, daß er sich kein ferneres Leben ohne sie mehr denken kann.

Er aber gewann zur Arbeit eine Freudigkeit, die er bisher nie gekannt hatte. Die Zeit verrann, und das Werk, das er in Sturm und Drang seines Herzens begonnen hatte, ging seinem Ende zu.

II.

Frau Rickling war seit zwei Tagen aus einem kleinen Badeort zurückgekehrt. Drei Briefe von derselben zierlichen, liegenden Handschrift waren schon für sie angekommen. Sie hatte sie unzählige Male durchgelesen. Jetzt saß sie am Fenster und schaute hinaus. Es regnete. Ein feiner rieselnder Landregen, der sich auf Tage festsetzt. Er schlug leise gegen die Scheiben an und perlte an den Sträuchern im Garten herab. Lange Nebelstreifen schlangen sich gleich Trauerfloren um den Wald und verhüllten die Bergkuppen. Auf den Wiesen bildeten sich gelblichgraue Wasserpflügen, die langsam zu kleinen Bächen zusammenfloßen, sie hatten keine Eile — sangen und murmelten nicht — hatten schwere, schlammige Erde zu schleppen.

„Gerade wie wir hier am Leben schleppen“, dachte Erna Rickling und verfolgte gähmend den langsam wachsenden Bach.

Sie langweilte sich. Sie hätte sich selbst an sonnigen Tagen hier gelangweilt. Man mußte ein Dichter sein, um an diesem Haus Freude zu finden und von zwölf Monaten sechs darin zu verbringen. Und sie war keine Dichterin — nur ein Weib, das viel Leben und Zerstreuung brauchte.

Das war sie schon als Mädchen gewesen. Das hatte ihr Mann gewußt und sie doch geheiratet. Und nun nahm er nicht die geringste Rücksicht auf ihre Wünsche — wußte, daß sie im Rauental die Wochen und Tage und Stunden zählte — und kam doch immer wieder hierher. Saß von morgens bis abends an seinem Schreibtisch — grübelte über Dinge nach, die zum Glück gar nicht nötig sind — und schrieb — schrieb.

Was sollte sie dabei anfangen?

Es war ganz nett, den Wald und die Wiese und die Blumen zu sehen; aber das konnte nicht das Leben ausfüllen — mußte auf die Dauer langweilig werden.

Sie hatte manchmal versucht, ihn von der Arbeit wegzurufen und etwas von seiner Zeit für sich zu gewinnen. Aber er litt es nicht. Wie ein Mann lag es auf ihm, wenn er vor seinen Manuskriptbogen saß, und wenn sie kam, war sie ein Eindringling — die Arbeit war mächtiger als sie — sie empfand es ganz deutlich. Er lebte in der einen Welt — sie in der anderen — und zwischen ihnen lag die Luft, die mit jedem Tage größer wurde. Und keiner bestrebte sich, eine Brücke zu bauen, denn jeder dachte: der andere muß es tun!

Frau Rickling lehnte müde den Kopf gegen das Fenster.

Was konnte sie dafür, daß seine Welt sie nicht interessierte — sie war zu weit von der ihrigen entfernt. Wie ein Vogel sprang sie von einem Lebenszweig zum anderen und konnte nie lange auf ein und demselben verharren. Wer konnte da von ihr verlangen, mit dem rastlos suchenden Mann zu fühlen, sich zu quälen und am Ende gar die Lust am Leben zu verlieren!

Nein — er mußte sich in sie hineinfühlen. Wer er tat es nicht. Hatte sich hier vergraben, um zu arbeiten. Als ob sie nicht reich genug wären, um das Leben zu genießen, um gleichsam im Nebenannt, wie Dilettanten, die Arbeit zu betreiben? Bekannt und berühmt war er auch — was wollte er denn noch?

Sie wollte gern lieb und zärtlich zu ihm sein — gewiß — es gab Stunden, wo sie sich danach sehnte. — Doch seinem Ziele zufliegen — das konnte sie nicht — überlegte auch nicht, daß sie der Grund ihrer Entfremdung war und der Mann in seiner Frau nicht nur die Gattin und Geliebte, sondern auch die Freundin finden muß.

Wenn nur der Regen aufhören würde! Er fiel langsam — taktmäßig — hüllte alles in Grau.

Da war es im Badeort anders gewesen — Abwechslung, Zerstreuung, soviel man wünschen konnte, und dabei —

Frau Rickling lächelte — kein triumphierendes — nur ein harmlos-frohes Lächeln.

Was für ein flotter Mensch war dieser Hans Reimer! Liebenswürdig und doch nicht vertraulich — aufmerksam — ein wenig verschwärmt — ein wenig verliebt — und doch nie taktlos und aufdringlich — gerade, was man brauchte, um das Leben angenehm zu machen und etwas Bräutliches — Ungewohntes und dabei — o — ganz Ungefährliches — in den Alltag zu bringen.

Wenn er nur hier sein könnte — dann wäre es nicht mehr langweilig! Er hatte geschrieben — aber das war so wenig — so herzlich wenig — wenn man den Brief zu Ende gelesen hatte — war es fertig mit dem Fühlen und Denken.

Da konnte ihr Mann interessantere Briefe schreiben — da blieb etwas haften — aber dafür war er auch ein Schriftsteller — und der andere — ein „goldiger Kerl“, wie sie zu ihrer Schwägerin gesagt hatte, dessen Herz sie erobert hatte.

So ein kleiner Flirt füllte die Tage aus — das fehlte hier. In Berlin würde es wieder besser werden. Hans Reimer stand dort bei den Männen — da würde man sich wieder sehen und in Gesellschaften treffen. Erna Rickling freute sich darauf wie ein Kind auf eine versprochene Überraschung.

Was für eine merkwürdige Frau war diese Gilde Roswald — das heißt, so dachte ihr Mann; sie konnte nichts Merkwürdiges und Besonderes an ihr entdecken. Hatte sogar ihrem Mann nach dem Besuch, den sie am vorigen Nachmittag dort gemacht hatten, gesagt, sie fände sie eher unbedeutend.

Und dann war ein Schatten über sein Gesicht geflogen.

Wie seltsam!

Es war ihm also viel an Gilde Roswald gelegen — augenscheinlich mehr als an den Künstlerinnen, die in Berlin zu ihm kamen — und sie war nicht einmal eine Schriftstellerin — nicht einmal besonders hübsch — nur eine sanfte, freundliche junge Frau. Rickling hatte ihr gesagt, daß sie in Berlin die Beziehungen mit Frau Roswald weiterpflegen wollten. Nun ja, es war ihr recht. Ihr Mann war entschieden seit dieser Bekanntschaft fröhlicher gestimmt — und eine Gefahr konnte aus einer Freundschaft mit einer Frau, wie Gilde Roswald, ja nicht erwachsen.

„Die hat kein Blut“, dachte sie — und überlegte nicht, daß nur die Loren meinen, die Eiche stünde fester im Sturm als das wankende Schilf. — Die Eiche wird entwurzelt und das Schilfrohr wird verschont!

Wie sie sich noch einmal zum Fenster hinauslehnte, sah sie um die Biegung des Weges Gilde Roswald kommen. Gleich eilte auch Rickling herunter, um sie zu begrüßen.

Eine leise Verstimmung, die sie sich nicht recht zu erklären wußte, stieg in Erna Rickling auf.

Es reizte sie, zu hören, wie die andere das Leben auf dem Lande lobte.

(Fortsetzung folgt.)



Niemand urteilt schärfer als der Ungebildete; er kennt weder Gründe noch Gegengründe und glaubt sich immer im Recht.

Nach Rußland wollen wir reiten!

Von Max Geißler.

Wenn einer nach etlichen Jahren wieder desselbigen Weges fährt, erkennt er die Veränderungen, die sich inzwischen an Herzen und Dingen vollzogen, schärfer als jener, der diesen Wandel schauend miterlebt.

Im Sommer 1900 hatte ich an einem der ostpreussischen Seen nahe der Grenze meinen Roman „Der Erbkönig“ geschrieben und war in diesem Sommer dreimal nach Russisch-Polen „gefahren“, d. h. von Mlawka gegen Westen nach Rypin gewandert, dann nach Błot und Wocławek; mit der Bahn südlich der Weichsel, wandernd oder im Wagen, durch die Wälder, Dörfer und Gehöfte an der Bzura und Rawka. Eine Gegend von mancherlei Reizen — wenn auch nicht gerade für den, der ohne üppige Hotels nicht auskommen kann. Im allgemeinen steht Russisch-Polen landschaftlich Ostpreußen nicht nach. Wenn es die wundervolle Eigenart der träumenden Seen nicht in gleichem Maße kennt, so hat es doch herrliche Laubwälder und Forsten, und die Bodenverhältnisse sind streckenweise bei weitem günstiger. Wo die Landwirtschaft nach deutschem Muster oder unter deutscher Leitung betrieben wird, finden sich Anlagen mit einem Viehbestande und mit Weidbegründen, die den besten deutschen gleichkommen. Es fällt schwer, dieses heimelige grüne Land sich heute vorzustellen als den Schauplatz des völkermordenden Krieges. — Ich hatte in Ostpreußen einen Gutsinspektor kennen gelernt, der auf einem Gehöft in der Nähe der Rawka angestellt war. Dieser holte mich in Lodz mit einem Wäglein ab und wir fuhren nach Osten in polnisches Land hinein durch einen Sommermorgen, den der liebe Gott gedichtet hatte. Von meinem Inspektor erfuhr ich — es war im Sommer 1909: „Die Polen warten auf Deutschland. Diejenigen, die denken, fast alle. Der größte Teil unserer Landbevölkerung denkt zwar nichts, wartet aber auch. Aber dies Wünschen ist ein Geheimnis. Die deutsche Landwirtschaft ist für Polen die große Erfüllung. Deshalb wird sie von den Panlawisten mit Eifersucht verfolgt und als eine Gefahr angesehen. Wohlgerneht: von den Panlawisten! Diese fangen an, sich in den Besitz der größten Güter zu setzen. Derartige russische Edelhöfe werden neuerdings mit Vorliebe nach englischem Muster bewirtschaftet. Das väterliche Verhältnis, das in alten Geschlechtern zwischen Dienstleuten und der Herrschaft bestanden hat, ist vernichtet; an vielen Plätzen haben wir heute nahezu Leibeigenschaft. Man ist darauf bedacht, deutschen Einfluß soviel als möglich zu beschneiden. Es sind aber auch polnische Besitzer, die sich um diese antideutsche Bewegung nicht kümmern, und deutsche Inspektoren auf ihre Güter setzen. Ich kenne einen Baron X. Der hat das Land gegen die deutsche Grenze hin förmlich mit Spionen überzogen. Wo „Gefahr“ besteht, daß ein polnischer Bauer betriebsmüde ist, dort stellt sich der Baron als Käufer ein. Es scheint, er ist ein Werkzeug der russischen Regierung, die den Polen nicht traut. Vor allem ist da ein kleiner Edelhof an der Rawka, dessen Besitzer ist vordem einmal in Schlesien bescheiden begütert gewesen. Dieser Edelhof ist Gegenstand des Interesses jenes lawistischen Barons. Er belieh das Gut bis zur äußersten Wertgrenze und darüber, um dem einzigen Sohne — dem Letzten seines Geschlechts — die Freude an dem Stammgute zu verleißen. . .“ So standen die Dinge im Jahre 1900.

Im Juni 1914 — es war zwei Monate vor Ausbruch des Krieges — führte mich mein Weg wieder durch jene Gegend. Ich fand den freundlichen Inspektor noch an seinem Platze. Das deutsche Volk ahnte nichts von der nahen Gefahr des Weltbrandes, aber mein blonder Ostpreuße an der Rawka sagte mir auf den Kopf zu, daß sich Dinge von ungeheurer Tragweite in kurzer Zeit ereignen würden. Er wußte nicht, wie alles kommen würde. Aber die Luft war elektrisch schwül. Ich brachte die Rede auf den Baron X. „Ach ja“, sagte er, „daraus ist eine Geschichte geworden. . . Das Menschenhirn sträubt sich, die Niedertracht auszuweisen, mit der hier der Haß gegen deutsche Art zu Werke gegangen ist. Der Letzte jenes Geschlechts auf dem kleinen Edelhofe ist russischer Offizier geworden — wie sich herausgestellt hat: auf Befehl des Barons X. Der junge Leutnant verlobte sich mit der Tochter eines deutschen Großgrundbesizers. Es war nun klar, daß der Hof an der Rawka trotz der Verschuldung für ihn gerettet war. Da griff man auf Seiten der Panlawisten zu einem unerhörten Mittel, den Edelhof für das Slaventum zu retten,

In Warschau war ein Mafker und Geldverleiher ermordet worden und man verdächtigte den jungen Offizier des Nordes und hat seine Verschickung nach Sibirien durchgesetzt. Seine Schuldlosigkeit ist zum Glück ans Licht gekommen, und zwar durch die unerfahrene Klugheit eines polnischen Anwalts. Heute hat er den Rod des Jaren ausgezogen und sitzt zu unserer aller Freude auf seinem Gute. Wir fahren hernach daran vorüber — den Hof müssen Sie sehen.“

Der wackere Inspektor hatte bei Beginn des Sommers eine Menge Anzeichen für den nahenden Weltbrand. Ich fand ihn gegen damals sehr verändert. „Wir müssen doch noch einmal nach Rußland reiten!“ sagte er, und erwiebs sich als ausgezeichneter Politiker. Ob seine Ideen alle in ihm gewachsen waren, weiß ich nicht, aber sie waren vortrefflich: über die neuen Grenzen Deutschlands gegen Osten, über Maßnahmen zur Germanisierung Polens u. v. a. Ich bedauere, mich mit diesen Ideen in einer Zeitung jetzt noch nicht auseinanderzusetzen zu können. Aber in meinem neuen Romane „Nach Rußland wollen wir reiten“, der sich auf die erwähnten Ereignisse gründet, habe ich dem wackeren deutschen Gutsinspektor ein Denkmal gesetzt, wenigleich ich auf Einführung seiner Person verzichtet habe. Die Ententemächte weisen es Entzündet zurück, daß sie den Krieg gegen Deutschland gewollt hätten. . . der Gutsinspektor an der Rawka erzählte mir, daß schon zu Anfang des Jahres 1914 englische Agenten die polnischen Güter bereist haben, Getreidekäufe großen Umfanges zu bewirken und zu verhindern, daß die Vorräte an Körnerfrüchten aus Polen nach Deutschland ausgeführt würden. Schon im Frühjahr 1914!



Aus der Kriegszeit.

Mit 30 Mann hinter der Front der französischen Schützenlinie. Die Brigade steht im Angriff auf die Höhen südlich Coinches. General Graf Jech, der in der Frühe des 26. August 1914 unser Bataillon zur Verstärkung des linken Flügels vorzieht, gibt meiner Kompanie auf der Höhe südlich Combrimont den Befehl, den Angriff gegen den schon wankenden Gegner rücksichtslos und mit aller Energie vorzutragen. Die Kompanie entwickelt sich gegen Süd-Ausgang von Montpaire. Die gegnerische Artillerie nimmt uns unter starkes Feuer, doch schon sind wir in Montpaire und nun geht's im Laufschrift über den breiten Wiesengrund. Vor uns fliehet ein Bach. Da rollt die erste Salve vom jenseitigen Waldrand in unsere Linie. Ein kurzes Feuergefecht und gruppenweise geht es über den Bach. Dem Gegner wird es unheimlich und er räumt seinen vorgeschobenen Schützengraben, der vorzüglich im Wald angebracht war. Nun hinauf gegen die Höhen von Coinchimont! Vor uns ununterbrochenes Feuer von französischen Maschinengewehren. Ob man sie holen kann? — Der gegnerische rechte Flügel scheint da oben ebenso zu Ende zu sein, wie hier unser linker. Gar mancher kommt nicht mehr mit, zu steil ist der Hang, zu dicht der Ginsten. Es muß gehen, Leute! Wir bekommen sie sicher in der Flanke! Seitengewehr aufpflanzen! — Halblaut geht der Befehl durch. Nun sind wir oben. Die Lunge droht zu zerspringen. Dort halbrechts stehen die Maschinengewehre, keine 150 Meter von uns. Noch haben sie den Feind in ihrer rechten Flanke nicht bemerkt. „Rechtschwenkt! Marsch, marsch!“ — Noch 20 bis 30 Meter legen wir zurück, dann haben sie uns und drehen ihre Gewehre bei. Aber es ist zu spät. Vermutlich haben sie sich auch nicht mehr die Zeit genommen, ihre Visiere umzustellen, denn der ganze Kugelregen pfeift über unsere Köpfe weg, während wir im Laufen Schuß auf Schuß gegen sie abgeben. Jetzt sind wir unter ihnen und Kolben und Bajonett vollenden das übrige. Es waren brave Soldaten gewesen, die bis zuletzt aushielten. Einem Sterbenden mußten wir mit Gewalt das Maschinengewehr entreißen. Was nun? Unten am halben Hang, zwischen uns und den Unsrigen, liegt noch die gegnerische Infanterie in Feuerstellung, ohne Ahnung, daß wir 30 Mann hinter ihrer Front uns befinden. Schon wollen wir die erbeuteten zwei Maschinengewehre in dem schützenden Ginsten bergen und dort weitere Schritte überlegen, da erblickte ich durch das Glas halblinks bei den Häusern von Coinchimont zwei feindliche Geschütze. Und dort am Hohlweg flüchtende Kanoniere! Ob sie vor uns ausreihen oder vor dem Feuer unserer schweren Artillerie, das eben auf der Häusergruppe

liegt? Die müssen wir noch holen! — Also im Lauffschritt hinüber! Vor den Franzosen haben wir keine Bange, aber unsere Artillerie schießt mit unheimlicher Sicherheit in das Gehöft. In der armseligen Dorfstraße finden wir noch ein drittes Geschütz, bespannt und umgestürzt. Daneben die Bespannungen von zwei anderen Geschützen. Schneller sind diese Geschütze sicherlich nie bespannt worden. Jetzt aber abfahren, bevor die da vorne merken, was hinter ihrer Front sich abspielt. In diesem Augenblick preßt sich's wie eine Faust aufs pochende Herz. Die französische Infanterie geht zurück. Wenn sie gerade zurückgeht, sind wir verloren. „Abgeessen! — Feuerstellung hinter den Häusern!“ — Fest umkrampft die Faust den Revolver. Willig sollen sie uns nicht haben. — Das Glück ist mit uns. Nur den Ostrand streifen sie und jetzt krachen unsere Büchsen in die fliehende Schützenlinie hinein, daß sie dabongehen, als sei ihnen der Teufel auf den Fersen. „Batterie aufgeessen!“ — Rie werde ich das Bild vergessen, wie die waderen Infanteristen auf die Pferde und Proken klettern. — Auf dem Schoß halten sie die erbeuteten Maschinengewehre. So geht's zwischen der zurückgehenden französischen und der vorgehenden deutschen Schützenlinie hinunter nach Coimbes, wo wir die Beute dem dort schon anwesenden Brigadefeldkommandeur übergaben. Manchen von den 30 Mann deckt heute schon der grüne Rasen. Den Überlebenden werden jene Augenblicke unvergeßlich bleiben.

Die Kriegserlebnisse eines Missionars in Kamerun. Nach den Aufzeichnungen eines Missionars teilt Kurt Palm in der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ hochinteressante Ereignisse vom Kriegsschauplatz in Kamerun mit, die zeigen, mit welcher bewunderungswürdigen Richtigkeit und großartigem Heldensinn unsere Landsleute sich auch in der Ferne gegen feindliche Übermacht zu wehren wissen. Zunächst war es in Kamerun nach der Kriegserklärung noch ruhig; die Engländer unterbrachen zwar den drahtlosen Verkehr mit der Heimat; aber wenn die Reutermeldungen zu sehr lobten, dann ironisierten die Spanier diese Schwindeleien durch ebenso dramatisch erfundene Märchen über unglaubliche Heldentaten der Deutschen. Mitte August begann der Kampf, denn im Unwiderstand gilt eine noch so große Übermacht nichts. „Es war keine Seltenheit, daß zwanzig Mann unserer Schutztruppe zweihundert Feinde schlugen. Weber die Franzosen noch die Engländer verstanden sich auf die durch die Verhältnisse bedingte Art der Kriegsführung, die wir meisterten. — List und Gewandtheit heißen dort die beiden wichtigsten Helfer. Wenn sich hundert Soldaten des Gegners durch die Aufschwärmswinden, springt sie jäh ein kurzes, heftiges Feuer an. Zehn, zwanzig von ihnen fallen, die andern weichen hastig zurück. Und doch lauerten in einem Gebüsch versteckt kaum zehn Verteidiger, die nun weiter den Wald durchstreiften und ihr Manöver bei der nächsten Gelegenheit wiederholten. Auf diese Weise brachte man den feindlichen Vormarsch bald zum Stillstand. Mag sein, daß die Gegner die Stärke unserer Abteilungen überschätzten; jedenfalls ließen sie sich stets verblüffen und stets zurückschlagen. Ihr Mut sank, da der kleinste Erfolg ihren Unternehmungen versagt blieb.“ Dazu kam als zweite schwere Enttäuschung, daß die Schwarzen den Deutschen treu blieben. Von den 3500 000 farbigen Bewohnern Kameruns beriet sie nur der an der Küste ansässige Stamm der Dualas mit etwa 25 000 Mann. Nun begannen unsere Offensivoperationen. „Unsere kleinen Trupps warfen allenthalben eine Übermacht, die auf offenem Gelände verhängnisvoll gewirkt hätte. Einst werden sich stolze Erinnerungen an die Namen Gabassi, Garua, Mbion, Namalang und Giesem knüpfen. Deutsch-Kamerun konnte bald von Feinden frei gelten. Unsere Abteilungen fielen in englisches und französisches Gebiet ein.“ Reuter meldete zwar triumphierend, sie hätten sich nach kurzer Zeit wieder zurückziehen müssen, aber wenn er hier von Siegen der Engländer spricht, so beruht das auf einer absichtlichen Verkennung der Sachlage. Die Deutschen wollten ja keine Eroberungszüge ausführen, sondern lebten freiwillig und unbefiegt stets wieder heim. In den Küstengegenden freilich mußten unsere Truppen der ungeheuren Übermacht unterliegen, aber sie machten den Engländern das Siegen nicht leicht und brachten ihnen schwere Verluste bei. So fuhren z. B. etwa 200 Mann des feindlichen Heeres einen der vielen Flußläufe hinauf, um die deutschen Trupps zu vernichten. Plötzlich sehen sie in

geringer Entfernung vom Wasser deutlich einen Schützengraben. Der Graben wird länger als eine Stunde aus Gewehren, Maschinengewehren und einer 15-Zentimeter-Kanone furchtbar beschossen. Da kein einziger Gegenschuß erfolgt, glauben die Briten, alle Deutschen getötet zu haben, und steigen jubelnd an Land. Doch kaum sind sie hier etwas vorwärts gekommen, so empfängt sie aus der Erde 100 Meter vor dem von ihnen beschossenen Graben ein so heftiges Feuer, daß von den 200 nur 30 sich retten können. Die Deutschen hatten absichtlich diesen Graben an sichtbarer Stelle angelegt, davor aber einen anderen gezogen und mit Gebüsch verdeckt, in dem sie die Engländer erwarteten und bis auf einen Rest aufrieben. Eine gewaltige Heeresmacht boten die Engländer auf, um das völlig unbefestigte Duala, den wichtigsten Ort an der Kameruner Küste, zu erobern. Außer dem Kanonenboot „Dwarf“ beschossen ein Kreuzer, ein kleiner Kreuzer und eine Reihe gedeckter Barassen mit Kanonen und Maschinengewehren die Stadt, die nur vier alte unschädliche Salutkanonen besaß, und verschwendeten ungeheuer viel Munition. Eine Streitmacht von 12- bis 14 000 farbigen Truppen war gegen die 70 Weißen und 300 Schwarzen in Duala zusammengezogen. Die verräterischen Dualaneger zeigten zudem den Engländern noch die versteckten Zugänge. Scherflich wurde in dem „eroberten“ Ort gehaust. „Die Dualas durften plündern, so lange die Deutschen es sahen und es schmerzlos empfanden. Sie durften die Türen aufbrechen, die Häuser durchwühlen, Geld und Gold rauben; sie durften dem Gefangenen den Schmutz vom Körper reißen und ihn mißhandeln. Als sei es den Engländern Wollust gewesen, die unter der Unkultur leiden zu sehen, die Kultur hier zu verbreiten bestracht gewesen — so mußte man ihre Teilnahmslosigkeit den Greueln gegenüber deuten. Dann aber, als die Gefangenen fortgeführt und nur noch einige Nachzügler Jaugen waren, da geboten sie plötzlich dem Tun Einhalt; da gingen sie mit grausamsten Strafen vor, erlag noch ein Schwarzer der Lodung; da plünderten sie selbst.“ Der Missionar kann diese Angabe mit seinem Eide bekräftigen.

Der „Kriegstheaterbesucher“. Mit der interessanten Frage, welchen Einfluß der Krieg auf den Theatergeschmack des Pariser Publikums ausübt, beschäftigt sich ein Aufsatz des „Temps“. „Alles um uns her“, meint der Verfasser, „nimmt ein anderes Aussehen an, so auch das Theater. Der Theaterbesucher stellt im Krieger andere Ansprüche wie in sorglosen leichtsinnigen Zeiten. Er verlangt, daß man ihn achtet, und er achtet sich selbst. Wenn er in diesen traurigen Monaten ins Theater tritt, denkt er zuerst daran, daß er damit eine Pflicht der Nächstenliebe erfüllt. Er kommt so der ganzen Bühnengemeinschaft, die er besonders liebt, zu Hilfe, von den Großen bis zu den Kleinen. Ja, nun ist glücklich durch die Überzeugung von seiner eigenen Grobheit sein Gewissen beruhigt. Aber das ist's noch nicht getan; er verlangt ein Schauspiel, das dem Ernst dieser Lage entspricht. Vor einiger Zeit hatte man ihm gesagt: „Du mußt Racine lieben.“ Und so liebte er Racine. Aber nun hat man ihn an den berühmten Ausspruch erinnert: „Racine hat die Menschen so gezeichnet, wie sie sind, Corneille so, wie sie sein sollten.“ So hat er Corneille wiedergefunden, und ihm jähzt er zu. Eine schwierige Frage drängt sich dem gequälten Geist des zaudernden Theaterbesuchers auf. „Darf ich lachen?“ fragt er sich immer wieder. In den Zeitungen hat er natürlich gelesen, daß unsere Soldaten Komödien aufführen, um sich zu zerstreuen, wenn sie zum Ausruhen ins Standquartier kommen, auch weiß er, daß sie meistens lieber lustigen Inhalts singen und daß man im Felde lacht, wie sonst. Ja, die ihren Sperrstich ein paar Meter vom Schützengraben entfernt haben, können lachen, so viel sie wollen, sie haben das Recht dazu. Ihre Heiterkeit unterstützt ihren Mut. Das Publikum, das weit vom Schuß ist, sagt sich, daß es jetzt nicht lachen darf, es sei denn ein anständiges Lachen, wie etwa bei einem Stück Molières. Es verachtet jetzt das Gelächter der Totenreißer und der boshaften Spötter von einst. Welche Vorstellungen hatten denn in diesen letzten Monaten den größten Erfolg auf unseren beiden großen Bühnen? Corneilles „Horace“ und Labiches „Chapeau de paille d'Italie“. Man hört aufmerksam die vaterländischen Lieder und die patriotischen Dichtungen an. Man vergeht vor Entzücken, wenn die Trifolore, umgeben von den Rahmen der Verbündeten, über die Bühne schwebt. Das „Kriegspublikum“ weiß, was es sich und andern schuldig ist.“